

## PREDIGT ZU JESAJA 65, 17-25

- Wermelskirchen, 22. November 2015 (Ewigkeitssonntag) -

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“

Liebe Gemeinde,

es braucht nicht erst den Ewigkeitssonntag, um zu erkennen, dass wir nicht im Paradies leben. Es braucht nicht erst die lange Liste der Verstorbenen am Ende des Jahres, um uns bewusst zu machen, dass das Leben auf der Erde endlich ist, beschwerlich, mühselig und voll Leid und Schmerz. Ein Blick in die Tageszeitung, jede beliebige, an irgend einem Tag, genügt, um uns das wieder bewusst zu machen – und in diesen Tagen noch einmal deutlicher als zuvor.

Dass Menschen unbegreiflich früh sterben müssen, aus dem Leben gerissen durch Krankheit oder Gewalt. Dass Eltern ihre Kinder nicht in Frieden aufwachsen sehen können und Kinder ihre Eltern nicht in Frieden sterben sehen können. Dass Gewissenlosigkeit und Egoismus triumphieren, wo Anstand und Fairness auf der Strecke bleiben. Dass Mühe und Arbeit ihren Lohn nicht finden, während Korruption und krumme Wege zum Ziel führen – und sei es nur das Ziel von Macht, Geld und Einfluss. Ungerechtigkeit und Unehrllichkeit feiern Erfolge, wo der Ehrliche und Anständige ausgebootet und zur Seite gedrängt wird. Dass uns aus heiterem Himmel das Unglück trifft, mit oder ohne anderer Menschen Schuld, und ein Leben in Scherben liegt, das genauso hoffnungsvoll begann wie jedes andere. In der Tat: Jeder Blick in die Zeitung erinnert uns wieder schmerzlich daran: Wir leben nicht im Paradies. Aber warum lässt uns das keine Ruhe? Warum können und wollen wir uns damit nicht einfach abfinden, warum bedrückt uns das? Solange jedenfalls, wie unser Gewissen noch nicht völlig abgestumpft ist? Warum schmerzt uns so, was doch offenbar nicht zu ändern ist? Woher diese Sehnsucht, dass alles auch ganz anders sein könnte, ja, sein sollte, wenn es mit rechten Dingen zuginge?

Da jammert einer und sehnt sich nach den guten alten Zeiten zurück – aber war es denn früher wirklich besser? Als jedes Unwetter, jede kleine Infektion, jede Missernte noch das Ende bedeu-

ten konnte? Als Korruption und Ungerechtigkeit genauso weit verbreitet waren, nur nicht so deutlich genannt werden durften? Als Krankheit und Tod oft noch viel früher zuschlugen, ungemildert durch medizinischen Fortschritt und besseres Wissen? Nein, es war auch früher nicht besser; zu keinem Zeitpunkt in der Geschichte waren wir dem Paradies näher, und der Wunsch nach der guten alten Zeit ist oft nicht mehr als die Flucht aus der Gegenwart, der unerträglichen.

Und wer das einsieht, dem drängt sich um so mehr die Frage auf: Warum haben wir uns nicht längst daran gewöhnt? Warum lässt es uns nach wie vor keine Ruhe? Warum können und wollen wir immer noch keinen Frieden damit machen, nach so viel schlechten Erfahrungen, nach einer ganzen Menschheitsgeschichte voller Krankheit und Tod, voller Ungerechtigkeit und Egoismus, voller Zerstörung und Gewalt? Warum bloß leiden wir Tag für Tag und immer wieder an der Welt und am Leben? Wir kennen es doch gar nicht anders; woher nehmen wir eigentlich die Empörung, dass es nicht so sein sollte, wie es ist? Wäre es nicht besser, wir ließen alle Hoffnung bleiben und schickten uns in das Unvermeidliche? Wozu quälen wir uns mit Wünschen und Hoffnungen, die sich doch nie zu erfüllen scheinen? Warum häufen wir Enttäuschung auf Enttäuschung?

Warum können wir das Hoffen einfach nicht lassen? Woher kommt sie, diese Sehnsucht danach, dass alles auch anders sein könnte, ja, sein sollte: Gerechter und fairer, gesünder und froher, glücklicher und freier, besser, schöner? Woher kommt sie, diese Sehnsucht nach einer Erde, die es so doch noch nie gab, wie wir sie uns erträumen; woher kommt dieses *Heimweh nach einer Zukunft*, die noch nie war und die wir doch im Herzen tragen und an der wir die Gegenwart messen, immer wieder, trotz allem, was dagegen spricht, trotz allem, was wir doch inzwischen längst gelernt und begriffen haben müssten: Dass diese Erde kein Paradies ist? Woher kommt sie, diese Sehnsucht, dieses Heimweh nach einer Zukunft, die noch nie war und von der wir doch nicht lassen können? Wer hat uns diese Sehnsucht, dieses Heimweh ins Herz gegeben, das uns schmerzt, weil die Welt eben nicht so ist, und das uns doch

immer wieder hoffen lässt, gegen allen Augenschein?

In diese Fragen hinein erhebt Gott seine Stimme. Einmal und immer wieder. Er, Gott, macht sich zum Anwalt der Hoffnung, beruhigt sich nicht damit, dass alles eben ist, wie es ist. Gott träumt den Traum des Menschen mit, träumt ihnen vor, wie es auch anders sein könnte und dass nicht alles bleiben muss, wie es ist. Durch den Mund des Propheten Jesaja spricht er zu einem Volk, das mindestens so gedemütigt und enttäuscht war wie wir; ein Volk, das mindestens so hoffnungslos war und an der Gegenwart litt wie unsere Gegenwart. In diese Trostlosigkeit hinein träumt Gott seinen Traum, der mehr ist als ein hilfloser und flüchtiger Traum: *„Denn siehe, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, dass man der vorigen nicht mehr gedenken und sie nicht mehr zu Herzen nehmen wird. Freuet euch und seid fröhlich immerdar über das, was ich schaffe. Denn siehe, ich will Jerusalem zur Wonne machen und sein Volk zur Freude, und ich will fröhlich sein über Jerusalem und mich freuen über mein Volk.“* Gott will es nicht lassen, das Träumen und hoffen und das Freuen: *„ich will fröhlich sein über Jerusalem und mich freuen über mein Volk.“* Gott hält es nicht aus: Die Trostlosigkeit und die Enttäuschung über die Welt; er träumt seinen Traum weiter, und wenn Gott träumt, dann ist das am nächsten Morgen nicht vergessen:

*„Man soll dort nicht mehr hören die Stimme des Weins noch die Stimme des Klagens. Es sollen keine Kinder mehr da sein, die nur einige Tage leben, oder Alte, die ihre Jahre nicht erfüllen, sondern als Knabe gilt, wer hundert Jahre alt stirbt, und wer die hundert Jahre nicht erreicht, gilt als verflucht. Sie werden Häuser bauen und bewohnen, sie werden Weinberge pflanzen und ihre Früchte essen. Sie sollen nicht bauen, was ein anderer bewohne, und nicht pflanzen, was ein anderer esse. Denn die Tage meines Volks werden sein wie die Tage eines Baumes, und ihrer Hände Werk werden meine Auserwählten genießen. Sie sollen nicht umsonst arbeiten und keine Kinder für einen frühen Tod zeugen; denn sie sind das Geschlecht der Gesegneten des HERRN, und ihre Nachkommen sind bei ihnen. Und es soll geschehen: Ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich hören. Wolf und Schaf sollen beieinander weiden; der Löwe wird Stroh fressen wie das Rind, aber die Schlange muss Erde fressen. Sie werden weder Bosheit noch Schaden tun auf meinem ganzen heiligen Berge, spricht der HERR.“*

Wenn Gott träumt, dann ist das am nächsten Morgen nicht vergessen. Wenn Gott träumt, dann

kann der Mensch gar nicht anders als mitträumen. Dann legt Gott etwas in sein Herz, das er nicht mehr vergessen kann. Wenn Gott träumt, dann muss der Mensch mitträumen, dann kann er gar nicht anders, als sich immer wieder und wieder an diesen Traum erinnern, sich daran erinnern, dass Gott mit dieser Welt noch anderes vorhat und darum nicht einfach alles in dieser Welt beim Alten bleiben wird. Wenn Gott träumt und ich mitträume, dann kann ich mich nie wieder damit beruhigen, dass alles eben so ist, wie es ist: Dass Ungerechtigkeit triumphiert und der Tod das letzte Wort hat; dass krumme Wege weiter führen als die geraden und dass Gewalt die beste Lösung ist. Dass Trauer und Schmerz die letzte Wahrheit sind und nichts dahinter. Wenn Gott träumt, dann pflanzt er mir das Heimweh ins Herz nach einer Welt, die noch nie war, aber die er schon vor sich sieht. Wenn Gott träumt, dann pflanzt er mir das Heimweh nach der Zukunft in Herz und Sinn und Hand, ja auch in die Hand – denn wer so träumt, wer so mit Gott träumt, der kann sich nicht mehr einfach damit abfinden, dass die Welt so ist wie sie ist. Der kann nicht glauben, dass alles immer so bleiben wird, dass der Starke den Schwachen niederdrückt; dass Hunger, Krankheit und früher, gewaltsamer Tod nun einmal sein müssen; dass Lügen doch die längeren Beine haben und der Ehrliche der Dumme bleibt.

Wenn Gott sich zum Anwalt der Hoffnung macht, dann kann mir die Hoffnungslosigkeit nicht mehr das letzte Wort sein, so oft sie mich auch noch überwältigen will. Wenn Gott sich zum Anwalt der Hoffnung macht, dann ist das Urteil über all die gesprochen, die aus Hoffnungslosigkeit und Furcht ihr Kapitel schlagen. Wenn Gott sich zum Anwalt der Hoffnung macht, dann ist jede Bosheit, jede Hintertücke, jede Schamlosigkeit und jedes Unrecht ein Angriff auf Gottes neue Welt, ein Angriff, der nicht unwidersprochen bleiben darf; eine Schmähung Gottes, die nicht zu dulden ist; ein Spott Gottes, dem niemals recht zu geben ist, wenn ich Gottes Traum mitträume. Wenn Gott uns seinen Traum sehen lässt, wenn er ihn mit uns teilt, dann können wir ihn nicht wieder vergessen; dann können wir nicht wieder dahinter zurück; dann wird uns die Welt, dieses alte Jammer- und Tränental, zum Ort der Hoffnung, zum Ort des Träumens, zum Ort der Zukunft, die noch nicht war und die wir doch im Herzen tragen. Dann hat sich die Gegenwart an der Zukunft messen zu lassen und nicht an irgendeiner goldenen Vergangenheit; dann wird uns

die Gegenwart zur offenen Tür in Gottes Zukunft. Wenn Gott sich zum Anwalt der Hoffnung macht und unser Heimweh nach der Zukunft teilt, dann wird uns die Gegenwart neu geschenkt als Ort der Bewährung – mag sein: manchmal beinahe verzweifelt, oft mit Tränen in den Augen, aber doch getragen von dem Traum Gottes, getragen von dem Wissen, dass Gott mit dieser Welt noch etwas anderes vorhat als die Herren dieser Welt, die meinen, sie hätten sie längst unter sich aufgeteilt.

Wohl war, *wir* können sie nicht machen, den neuen Himmel und die neue Erde; wir können sie nicht errichten, die Stadt Gottes. Wo immer das versucht wurde, endete es meist erst recht teuflisch. Aber wir können Gottes Traum mitträumen und darum alles dafür tun, dass dieser Traum in der Welt weitergeträumt wird, dass uns die Sehnsucht und das Heimweh nach der Zukunft, nach Gottes Zukunft nicht verloren geht, so oft es uns auch noch schmerzen mag. *„Mag sein, dass der Jüngste Tag morgen anbricht, dann wollen wir gern die Arbeit für eine bessere Zukunft aus der Hand legen, vorher aber nicht.“* (Bonhoeffer) Weil wir Gottes Traum im Herzen haben, weil wir Heimweh nach seiner Zukunft haben, darum sind Tod und Leid, darum sind Ungerechtigkeit und Schamlosigkeit, Bosheit und Sinnlosigkeit nicht das letzte Wort – weil Gott längst das erste Wort, sein erstes Wort gesprochen hat, weil er uns seinen Traum gezeigt hat, damit wir ihn mitträumen.

*„Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.“*

*Volker Lubinetzki*